

Einreichung zum studentischen DINI-Wettbewerb 2018/19

Lernen 4.0

Bedürfnis- und entwicklungsorientiertes Lernen an Hochschulen

von Dana Wehner

How does the future look like?

Die Antworten auf die Frage, wie das studentische Lernen in Gegenwart sowie Zukunft aussehen sollte, stehen immer im Bezug zur Position, die die antwortende Person im Gefüge „Hochschule“ einnimmt. So macht es auch bei einer studentischen Aussage zu diesem Thema einen Unterschied, ob man „nur“ studiert oder selbst an der Lehre beteiligt ist.

Ich für meinen Teil bin nicht nur Studierende im Master, sondern auch Tutorin und Mentorin. Dies bedeutet, dass ich mir ein Lernen der Zukunft vorstelle, das zum einen meine Bedürfnisse als Studierende und zum anderen sowohl die als Mentorin als auch die als Tutorin abdeckt. Aus diesem Grund werde ich mich in der folgenden Ideenbeschreibung beispielhaft an den von mir begleiteten Tutorien und Mentorien orientieren.

Ich bin nun das sechste Semester Tutorin für die Veranstaltungen zur Mathematik in der Chemie an der Freien Universität Berlin. Diese Arbeit umfasst die alternierende semesterweise Begleitung der Mathematik-Tutorien für Erst- und Zweitsemester. Die Aufgaben bestehen dabei in der Vorbereitung und Durchführung der Tutorien, in denen wir vorlesungsbegleitende Übungsaufgaben besprechen, als auch in der Nachbereitung und der weiteren Begleitung der Studierenden durch das Beantworten aufkommender Fragen. Des Weiteren unterstützen wir die Dozierenden bei der Durchführung der Prüfungen und des Mathematik-Vorkurses vor Beginn des Studiums.

Was die Mentorien angeht, so begleite ich Biochemie-Studierende im Verlauf ihres ersten Semesters und führe sie in das Campusleben ein. Während ich als Tutorin eine fachliche Unterstützung darstelle, stehe ich als Mentorin vor allem methodisch und organisatorisch zur Seite.

Wenn ich nun aus dieser Sichtweise beantworten soll, wie die Zukunft studentischen Lernens aussehen soll, dann beinhaltet diese vor allem, dass den Studierenden so früh wie möglich jenes Handwerkszeug vermittelt wird, welches sie benötigen, um nachhaltig und gut studieren zu können. Dies setzt jedoch auch voraus, dass wir als (studentische) Lehrende dazu beitragen, dass die Studierenden die nötigen Techniken kennen, die wir für unsere Veranstaltungen voraussetzen, und dass wir darauf achten, was die Studierenden brauchen.

Anstatt also Lehre und Lernen nach den Vorstellungen der Lehrenden zu richten, sollten wir eine bedürfnis- und entwicklungsorientierte Lehre entwickeln, die es wiederum den Studierenden ermöglicht, sich im Studium ernst genommen zu fühlen, sich zu verwirklichen und vor allem gut zu lernen. Zudem sollte nicht vernachlässigt werden, dass man durch eine solche Betreuung der Studierenden gleichermaßen auch gegen die hohe Abbrecherquote in den ersten Hochschulsesemestern vorgehen würde, da diese oft mit der Überforderung und Hilflosigkeit seitens der Neustudierenden zu begründen ist.

Bedürfnis- und entwicklungsorientiertes Lernen

In der Lehre und beim Lernen sollte es darum gehen, dass die Studierenden die Inhalte, die ihnen vermittelt werden sollen, nachhaltig aufnehmen, verarbeiten, verstehen und anwenden können. Dieser Prozess ist jedoch langwierig und verläuft bei jedem individuell. Wenn es also um die Beantwortung der Frage nach der Methode zur Vermittlung von Inhalten geht, sollte diese daher aus Sicht der Studierenden erfolgen. Dennoch beobachtet man als Studierende des Öfteren, dass die Veranstaltungen und Lehrweisen eher an die Lehrpersonen und das Curriculum, als an die Studierenden und ihre Bedürfnisse angepasst werden. Aus eigener Erfahrung ist der Lernerfolg jedoch größer, wenn man sich mit der Lehre und damit auch mit dem Präsenzlernen nach den Vorgaben durch die Studierenden richtet. Dies betrifft z. B. das Vorwissen, das Lerntempo, die Rahmenbedingungen, wie weitere universitäre Veranstaltungen etc. Denn jede Gruppe an Studierenden ist speziell und nur weil eine Methode oder Lehrweise bei einer Gruppe gut funktioniert hat, bedeutet dies nicht, dass sie auch bei anderen Gruppen genauso erfolgreich ist.

Ein weiterer Punkt ist die Zielorientierung der meisten Lehrveranstaltungen. Oftmals wird der Fokus eher darauf gelegt, alle geplanten Inhalte in einer vorher festgelegten Zeit zu besprechen, als dass darauf geachtet wird, wie sich die Studierenden dabei entwickeln. Unabhängig von den verschiedenen Voraussetzungen und Hintergründen wird erwartet, dass die Studierenden mit dem gleichen Angebot an Lehrveranstaltungen und Unterstützung durch Lehrpersonal das gleiche Ziel an Wissen erreichen. Tatsache ist aber leider auch, dass Studierende mit geringerem Vorwissen eigentlich mehr Termine benötigen würden, um das gleiche Ziel zu erreichen, wie jemand mit mehr Vorwissen. Statt sich bei der Gestaltung einer Veranstaltung primär um das Erreichen eines vorgegebenen Ziels zu kümmern, sollten Möglichkeiten geschaffen werden, sodass alle Teilnehmenden sich entwickeln und verbessern können, ohne den stetigen Druck des Zieles durch das Curriculum zu spüren. Entwicklung sollte hierbei vor allem als persönlicher Fortschritt im Wissen verstanden werden.

Lernen zu lernen

„Wer das Abitur erhält, der hat gelernt zu lernen.“ – eine Weisheit, von welcher man sich oft wünscht, sie würde zutreffen. Was man leider gerne vergisst, ist, dass man in zwölf Jahren Schule hauptsächlich gelernt hat, wie man für die Schule lernt. Sobald die Schüler*innen dann aber an der Hochschule sind, sehen sie sich mit anderen und zum Teil völlig neuen Aufgaben und Situationen konfrontiert.

Das notwendige „universitäre Lernen“ (siehe Anhang), also das eigenverantwortliche und -organisierte Selbststudium, wird in der Schule nicht vermittelt und obwohl die Studierenden vermeintlich gelernt haben zu lernen, sind sie zu Beginn des Studiums meist überfordert. Diese Überforderung ist eines der vielen Erscheinungsbilder der falschen Erwartungen, mit denen viele Erstsemester ihr Studium beginnen und zudem einer der häufigsten Gründe, die zum Studienabbruch führen. Das Vermitteln der Methodik ist somit nicht nur relevant für das Studium an sich, sondern auch dafür, den Studierenden bereits vor Beginn der ersten Vorlesungen ein realistisches Bild vom Studium aufzuzeigen. Dem fehlen Wissen über das universitäre Selbststudium kann und sollte man daher auf zwei Arten entgegenwirken:

1. Vorkurs zum Thema „Lernen“

Dass die angehenden Studierenden unterschiedliche Hintergründe haben und fachlich möglicherweise nicht alles wissen, was sie für das Studium wissen sollten, ist den Hochschulen bewusst. Das eindeutige Indiz dafür ist das Angebot an Vorkursen, das die Erstsemester vor Beginn der eigentlichen Vorlesungszeit wahrnehmen können. Am häufigsten ist dabei der Mathematik-Vorkurs vertreten und aus eigener Erfahrung als Teilnehmende sowie Haltende kann ich bestätigen, wie hilfreich solche Kurse sind. Aber warum beschränkt man die Vorkurse auf das fachliche? Die Schwierigkeit des Übergangs vom schulischen in das universitäre Lernen ist allen bekannt und dennoch setzt man voraus, dass die Studierenden sich selbst darum kümmern, das Selbststudium zu erlernen. Die Realität zeigt, dass dies in den wenigsten Fällen so funktioniert, wie es gewünscht wird. Auch die Mentorien, die unter anderem dadurch helfen sollen, dass sie die notwendigen Lern- und Organisationsmethoden vermitteln, können dieses Ziel nicht immer erreichen. Denn die Treffen finden während der Vorlesungszeit statt und dadurch befinden sich die Studierenden bereits im vollen Lerngeschehen, weswegen sie ihren Fokus mehr auf das fachliche und weniger auf das methodische legen wollen. Eine gute Möglichkeit wäre es demnach auch methodische Vorkurse anzubieten, in welchen die angehenden Studierenden, z. B. im Laufe einer Woche, die Grundlagen des Selbststudiums, der Lernmethodik, des Verfassens von Mitschriften etc. vermittelt bekommen. Dieser könnte z. B. von den Mentor*innen angeboten werden.

2. Methodische Weiterbildung

Ein Vorkurs zum Thema „universitäres Lernen“ wäre ein guter Anfang. Dennoch gibt es Themen, die immer wieder aufgefrischt werden müssen oder bei welchen es nicht sinnvoll ist, sie bereits vor Beginn des Studiums zu besprechen. Hierzu könnte man Handreichungen oder Leitfäden verfassen und den Studierenden zugänglich machen.

Ich persönlich habe gute Erfahrungen damit gemacht, solche Leitfäden zu verfassen und sie an meine Studierenden auszuteilen. Denn oft wissen diese, dass etwas an ihrem Selbststudium nicht funktioniert, aber die Benennung des eigentlichen Problems fällt ihnen schwer. Durch das Lesen der Leitfäden konnten sie ihre individuelle Realität mit einem Vorbild abgleichen und die Stärken und Schwäche ihres Lernens aufdecken.

Die Themen, die in solchen Handreichungen behandelt werden könnten, sind vielfältig. Beispiele hierfür sind: das vorlesungsbegleitende Selbststudium (siehe Anhang), die Klausurvorbereitung (siehe Anhang), das universitäre Lernen (siehe Anhang) und das Erstellen einer Klausurformelsammlung (siehe Anhang).

Unabhängig von der Wahl der Art, wie man das „universitäre Lernen“ vermitteln möchte, sollte der Vermittlung selbst eine höhere Relevanz zugeteilt werden, als es bisher der Fall ist. Denn wie können wir von Studierenden erwarten effektiv und effizient zu lernen, wenn wir nicht sicherstellen, dass sie die dafür notwendigen Techniken und Methoden kennen.

Bedürfnisse in Erfahrung bringen

Um das Lehren und Lernen bedürfnisorientierter gestalten zu können, ist es notwendig zu wissen, was die Studierenden brauchen und was ihnen fehlt. Zu den meisten Lehrveranstaltungen werden standardisierte Evaluationsbögen ausgeteilt und diese zentral ausgewertet. Doch anstatt genau nachzufragen, was die Studierenden benötigen, werden allgemeine Fragen gestellt und Aussagen getroffen, die man hauptsächlich mit einer Skala von „stimme voll zu“ bis „stimme gar nicht zu“ beantworten kann. Es gibt auch die Möglichkeit, die Einschätzung näher auszuführen, aber meist resultieren die allgemein gehaltenen und standardisierten Fragen zu allgemein gehaltenen und standardisierten Antworten, mit welchen die Weiterentwicklung einer Veranstaltung mühsam fällt.

Ebenso ist es ein Nachteil, dass die Evaluation nur am Ende der Vorlesungszeit und meist sogar nach der Prüfungsphase durchgeführt wird. Das bedeutet, dass Vorschläge und Ideen erst im nächsten Semester umgesetzt werden können und jene, die sie geäußert haben, von diesen Änderungen nicht mehr profitieren.

Mein Vorschlag ist es daher veranstaltungsspezifische Fragebögen zu formulieren und diese in regelmäßigen Abständen schon während der Vorlesungszeit auszuteilen, sodass die Veranstaltungen im Verlauf des Semesters an die Studierenden angepasst und optimiert werden können.

Nach dem ersten Drittel der Vorlesungszeit kann so der erste Eindruck der Studierenden eingefangen werden und es können die „groben Bedürfnisse“ in Erfahrung gebracht werden. Das sind solche wie die Lautstärke der lehrenden Person, das Format und die Methode der Veranstaltung, die Unterstützung durch digitale Medien, die Lehrweise etc. Im Laufe des zweiten Drittels können die sich daraus ergebenden Änderungsvorschläge ausprobiert bzw. umgesetzt werden, worauf dann die zweite Befragung folgt. Gegenstand dieser sollte vorrangig die Erfahrung der Studierenden mit der Umsetzung der Ergebnisse der ersten Befragung sein. Des Weiteren sollen darauf aufbauend, die „feinen Bedürfnisse“ ermittelt werden. Sobald das Fundament für eine bedürfnis- und studierendenzentrierte Veranstaltung steht, kann man sich individuellen Herausforderungen widmen. Solche können beispielsweise sein: Themen, die besonders schwerfielen; fachliche Lücken, die sich erst im Verlauf des Semesters zu erkennen gegeben haben oder das Schwerfallen des Übergangs vom schulischen zum universitären Lernen. Mit Hilfe dieser Befragung lernt man auch die aktuelle Gruppe der Studierenden besser kennen, was sehr wichtig für die Gestaltung der unmittelbaren Prüfungsvorbereitung sein kann. Im Anschluss an die Prüfung kann der dritte und letzte Fragebogen ausgeteilt werden, der ein Feedback zum gesamten Semester und zu der Prüfung ermöglichen soll. Die Ergebnisse dieser Befragung sind hauptsächlich für die Gestaltung der Veranstaltung im nächsten Semester relevant, wohingegen die ersten und zweiten Fragebögen auch dafür genutzt werden können und sollen, die Lehr- und Lernsituation bereits für das momentane Semester zu verbessern.

Fragen, die von Interesse sein könnten, sind beispielsweise:

- Wodurch würde sich das Tutorium verbessern (Wünsche, Tipps, Hinweise etc.)? Was kann an der Vermittlung der Inhalte verbessert werden kann?
- Welche Themen sollten im Rahmen des Tutoriums vertiefter behandelt werden? Auch im Hinblick auf die Prüfungsvorbereitung.
- Was kann an den bestehenden digitalen Tools verbessert werden?

- Welche E-Learning-Medien und -Lerntechnologien sollten noch eingebunden werden? Wie würden diese E-Learning-Medien und -Lerntechnologien helfen?
- Welche weiteren Unterlagen / Medien würden beim Lernen helfen?
- Wie könnte die Unterstützung der Klausurvorbereitung durch das Tutorium bzw. durch den*die Tutor*in verbessert werden?

Wichtig an der Formulierung der Fragen sollte sein, dass man nicht nur in Erfahrung bringt, ob etwas gut ist oder nicht, sondern vor allem wie etwas besser sein könnte und was Wünsche diesbezüglich sind. So können die Erkenntnisse aus den Fragebögen zum einen leichter umgesetzt werden. Zum anderen bietet es aber auch die Chance den Gestaltungsprozess einer Veranstaltung nicht nur bedürfnisorientiert und studierendenzentriert, sondern in gewisser Weise auch partizipativ zu vollführen.

Fernab vom Frontalunterricht?

Mit der Hochschule wird meist auch direkt der Frontalunterricht verbunden – und leider entspricht das in manchen Fachbereichen immer noch der alltäglichen Realität. Unabhängig, ob es sich um Vorlesungen oder Tutorien handelt, gilt z. B. im MINT-Bereich bis heute die traditionelle Vorherrschaft des Lehrvortrags. Abwechslung bieten dabei nur Praktika und die seltenen Seminare, die in ihrer angedachten Reinform eher in den Geistes- als in den Naturwissenschaften angeboten werden.

Ein häufiges Argument ist dabei, dass es im MINT-Bereich schwerer ist Inhalte mit Hilfe anderer Formate und Methoden zu vermitteln als durch den frontalen Lehrvortrag. Doch stimmt dies wirklich? Auch Lehrgespräche oder besser ein gesunder Wechsel aus Kurzvorträgen und Lehrgesprächen könnten das gleiche Ziel erreichen. Und damit sind nicht die sporadischen Fragen, die dem Plenum im Durchschnitt einmal pro Termin gestellt werden, gemeint. Diese gemeinsame Erarbeitung von Inhalten hat vor allem zwei große Vorteile. Denn einerseits bewirkt das aktive Gespräch über ein Thema ein wesentlich nachhaltigeres und langfristigeres Lernen, da man sich selbst mit der Fragestellung auseinandersetzen und eigene Gedankenstränge dazu entwickeln muss. Andererseits werden die Studierenden dadurch auch mehr einbezogen, was Interesse und Gefallen am Gegenstand der Diskussion wecken kann.

Doch nicht nur das Format bzw. die Sozialform sind entscheidend. Ein bekanntes Problem unter Tutor*innen ist die Tatsache, dass sich auf die Frage, ob es noch Unklarheiten gibt, ungerne jemand antwortet. Die Gründe dafür sind vielfältig und dennoch könnte man mit proaktivem Handeln dagegen vorgehen. Ein häufiges Problem ist, dass im Rahmen eines Tutoriumstermins wenig Zeit für viel Inhalt zur Verfügung steht. Dies führt dazu, dass die Studierenden neue Inhalte erlernen müssen, während sie mit- oder abschreiben – und das Abgeschriebene kann teilweise auch das vorher besprochene Thema sein. Meine Erfahrung ist, dass vor allem der Umgang der Tutor*innen in solchen Situationen wichtig ist. So bietet es sich an, nach der Entwicklung eines Rechenweges oder dem Besprechen einer Aufgabe, die Bearbeitung nochmals kurz zu wiederholen und damit möglichen Unklarheiten entgegen zu wirken. Allein mit einem ersten Wiederholen können viele Fragen geklärt werden. Um die weiteren Fragen erfahren zu können, ist es oft von Vorteil eine vertrauliche Atmosphäre zu schaffen. Das

Stichwort ist dabei Fehlertoleranz. Je offener und angenehmer die Atmosphäre und Gruppendynamik innerhalb der Gruppe ist, desto bereitwilliger teilen die Studierenden ihre Fragen und Probleme mit. Dafür müssen die Tutor*innen aber selbst mit gutem Beispiel vorangehen und weder die Fragen und Schwierigkeiten der Studierenden verurteilen noch selbst vorgeben, fehlerlos zu sein. Nur durch die offene Toleranz von Fehlern und ihrer anschließenden Aufarbeitung kann wirklich effektiv und entwicklungsorientiert gelernt werden.

Ebenso wäre es sinnvoll auch das eigentliche Selbststudium zu unterstützen. Dass der Lernprozess nicht mit einmaligem Hören in der Vorlesung und anderen Veranstaltungen vollbracht ist, ist allgemein bekannt. Dennoch scheint es so, als wäre aber die Unterstützung der Studierenden durch die Lehrkräfte damit beendet. Doch auch das angestrebte Selbststudium könnte gefördert und gezielt genutzt werden. Ein folgendes Beispiel dafür ist das Verbinden von Tutoriumsaufgaben mit einer semesterbegleitenden (!) Prüfungsvorbereitung:

Eine der beliebtesten Methoden von Studierenden zur Prüfungsvorbereitung ist das Schreiben einer Zusammenfassung. Doch durch ein spätes Beginnen der Prüfungsvorbereitung oder einen fehlenden Schwerpunkt in der Erarbeitung sind diese oftmals unvollständig. Die Idee ist daher, das Erstellen der Zusammenfassung zu einem semesterbegleitenden Prozess zu machen, der zudem den Vorteil birgt, dass diese semesterbegleitende Vorbereitung von dem*r begleitenden Tutor*in terminiert und auch kontrolliert wird. Es ist so möglich, die Studierenden auf Verständnisfehler u. ä. hinzuweisen und zudem zu gewährleisten, dass sie rechtzeitig mit dem Lernen beginnen. Konkreter teilen sich die Studierenden zu Beginn des Semesters einem Thema zu, das sie intensiver bearbeiten wollen, wodurch Kleingruppen entstehen, die jeweils für einen Abschnitt der Zusammenfassung verantwortlich sind. Die Wahl soll dabei dahingehend erfolgen, dass die Studierenden jenes Thema wählen, bei dem sie mit den meisten Schwierigkeiten rechnen. Durch die intensivere Bearbeitung des Themas können sie dann den Schwierigkeiten begegnen und sich bei der Klausurvorbereitung vor allem darauf konzentrieren. Natürlich schließt das Verfassen des Abschnittes nicht aus, dass man sich anschließend auch auf die anderen Themen vorbereiten soll, dennoch kann man sich so auf die eigenen Problemthemen fokussieren und sich im Anschluss – unterstützt durch die Zusammenfassung - den anderen Themen widmen. Zudem hat man dadurch, dass die Abschnitte bereits während der Vorlesungszeit verfasst werden müssen, genug Zeit, um sich individuell vorzubereiten und kommt nicht in das übliche Stresslernen direkt vor der Prüfung.

Es gibt eine immense Vielfalt an Methoden, die man in der Hochschule anwenden kann. Entscheidend ist, diese entsprechend der Inhalte und vor allem auch entsprechend der Studierenden auszuwählen und anzupassen.

Digitales Lernen

Digitales Lernen bzw. der Einsatz digitaler Medien kann auch im Rahmen des bedürfnis- und entwicklungsorientierten Lernens sinnvoll sein. Denn vor allem bietet es die Möglichkeit des geleiteten Selbststudiums. Dies bedeutet konkreter, dass man die Studierenden durch weitere digitale und online Lernangebote nicht nur gezielt dazu bringen kann, bestimmte Themen oder Aufgabentypen zu wiederholen, sondern auch, dass man hiermit auch diejenigen Studierenden anspricht, die weniger gut auditiv im Plenum als visuell oder haptisch im Selbststudium lernen können.

Die Verwendung digitaler Medien sollte angepasst an das Lernziel erfolgen, was jedoch weniger einen Ausschluss möglicher Lerntechnologien als das Abverlangen von Kreativität beim Einsatz und der ggf. nötigen Anpassung dieser bedeutet.

Eine Möglichkeit hierfür ist die im vorherigen Abschnitt vorgestellte Zusammenfassung, die von allen Teilnehmenden des Tutoriums gemeinsam erarbeitet wird. Sie wird digital als Wiki-System aufgebaut und stellt damit eine online Anwendung dar. Weitere Beispiele für den Einsatz und der jeweilige Beitrag zum entwicklungsorientierten Lernen sind:

Weitere Hinweise zur Gestaltung einer bedürfnis- und entwicklungsorientierten Veranstaltung

Nach der Beschreibung der Umsetzungsmöglichkeiten von bedürfnis- und entwicklungsorientiertem Lernen durch die Anpassung der Sozialform einer Veranstaltung, der Lernmedien außerhalb der Präsenzveranstaltung, dem Vermitteln von Lernmethodik etc., soll nun beschrieben werden, wie diese Lernform noch weiter gefördert werden kann.

Schon in der Organisation einer Veranstaltung, wie den Tutorien, sollte auf die Studierenden mehr Rücksicht genommen werden. Die Diversität einer Gruppe von Studierenden äußert sich in vielen Faktoren. Doch der aus fachlicher Sicht wohl eindeutigste, ist das unterschiedliche Lerntempo. Es gibt Gruppen, die Verständnis für einander aufbringen und in diesen ist es als Tutor*in möglich, sich für ein Tempo zu entscheiden, welchem der Großteil gut folgen kann. Doch es gibt auch Gruppen, in denen eine solche Tempoanpassung zu offener Unzufriedenheit und demnach zu Störungen in der Gruppendynamik führen würde. Es wäre daher eine Idee, Gruppen mit unterschiedlichen Tempi anzubieten, wobei die Verlangsamung durch ein Angebot von mehr Lehreinheiten ermöglicht wird. Hier ein Beispiel zur Umsetzung, anhand des Erstsemester-Tutoriums zur „Mathematik I für Studierende der Chemie, Biochemie und des Lehramts Chemie“:

Zuletzt wurde dieses Tutorium im Wintersemester 2018/2019 mit zehn Gruppen angeboten, wobei die Idee war, für die über 200 Anmeldungen möglichst kleine Gruppengrößen zu schaffen – was bereits eine organisatorische Entscheidung im Sinne der Studierenden darstellte. Dennoch war dies ohnehin nur möglich, weil drei der sechs Tutor*innen jeweils zwei Gruppen übernommen haben. Da die Einteilung in die Gruppen aber weiterhin den Studierenden selbst überlassen war, entstanden so Gruppen mit Größen zwischen 8 und ca. 30 Teilnehmenden, die innerhalb der Gruppen bezüglich des Lerntempos sehr heterogen waren. Dies führte dazu, dass das Verkleinern der Gruppen nicht ganz den gewünschten Effekt einer besseren Betreuung der einzelnen Individuen erfüllen konnte. Die Idee wäre daher, die Studierenden entsprechend ihres Vorwissens in drei Kategorien einzuteilen: Kategorie 1: weniger Vorwissen, Kategorie 2: mittleres Vorwissen, Kategorie 3: viel Vorwissen. Diese Gruppen würden entsprechend ihres Lerntempos und der daraus resultierenden notwendigen Lernzeit unterschiedlich viel Tutorienzeit erhalten, sodass die Langsameren mehr Zeit zum Verstehen hätten und die Schnelleren diese Zeit nicht zwangsweise mit einem Thema verbringen müssen, das sie bereits verstanden haben. Letztendlich sollen sich die Studierenden so individuell in ihrem eigenen Tempo entwickeln können sowie Fortschritte machen und dabei am Ende des Semesters trotzdem den gleichen Wissenstand erreichen, wie die Kommiliton*innen mit mehr Vorwissen.

Beispiel für 200 Studierenden:

2 Gruppen der Kategorie 3 à 30 Studierende mit 90 Minuten Tutorium pro Woche (1 Tutor*in mit zwei Gruppen)

3 Gruppen der Kategorie 2 à 30 Studierende mit 2x 90 Minuten Tutorium pro Woche (3 Tutor*innen mit je einer Gruppe)

2 Gruppen der Kategorie 1 à 25 Studierende mit 2-3x 90 Minuten Tutorium pro Woche (2 Tutor*innen mit je einer Gruppe)

Dieses Konzept bedeutet zwar, dass in diesem Fall alle der sechs Tutor*innen mind. zwei Tutoriumstermine pro Woche übernehmen, aber man sollte es nicht deswegen im Vorhinein ausschließen. Stattdessen wäre es interessant dieses Konzept zu erproben, um im Nachhinein den erreichten Effekt zu prüfen.

Ebenso sollte im Zusammenhang mit der Entwicklungsorientierung mehr Wert auf die Beobachtung des Lernprozesses der Studierenden gelegt werden. Damit ist nicht gemeint, dass dieser gezielt kontrolliert werden soll. Es wäre bereits ein Anfang, die Studierenden dazu zu bringen, selbst ihren Fortschritt zu beobachten, zu dokumentieren und sich anhand dessen geeignete Lernstrategien zu überlegen. Die Studierenden sollten dazu angehalten werden regelmäßige Selbstreflexionen vorzunehmen. Wenn man ein System der Selbstreflexion von Beginn des ersten Semesters an für sich etabliert, so wird man sich im Laufe des Studiums immer besser kennen lernen und kann aus der entwicklungsorientierten Lehre durch die Dozierenden auch ein eigenes entwicklungsorientiertes Lernen ableiten. Das Vermitteln von Methoden zur eigenen Lernstandsüberprüfung und der Reflexion über den eigenen Fortschritt soll dazu dienen, dass die Studierenden sich nicht durch das Lehren der Dozierenden und die sich daraus möglicherweise ergebenden Grenzen einschränken lassen, sondern auch selbst dazu beitragen, sich weiter zu entwickeln und auszubilden. Methoden, die sich dazu eignen würden, sind beispielsweise das Lerntagebuch und das One-Minute-Paper.

Lernraum

Jeder lernt anders und jeder benötigt individuelle Rahmenbedingungen, um gut lernen zu können. An der Hochschule sind, was den Raum für das Selbststudium angeht, jedoch überwiegend die zwei Extrema aus absoluter Stille, wie in der Bibliothek, und regem Treiben, wie in der Mensa oder in den Foyers, vertreten. Große geschlossene Räume, wie in einer Bibliothek, in denen Reden in angemessener Lautstärke aber erlaubt ist, sind selten. Dennoch werden diese, im Falle ihrer Existenz, gerne und viel genutzt. Deswegen wäre es gut, mehr solcher Lernräume anzubieten, die einerseits den Schutz und die Lernatmosphäre einer Bibliothek bieten und andererseits nicht deren Strenge und Stille unterliegen. Eine Idee wäre es, in größeren Gebäuden oder Instituten von Hochschulen, jeweils einen Seminarraum oder ähnlich gut geeigneten Raum dafür umzugestalten. Diese Umgestaltung beinhaltet zum einen die Änderung der Nutzung, zum anderen aber auch konkret die Veränderung des Raumes an sich. Wichtig ist dabei, dass Schaffen einer zwangloseren Atmosphäre durch eine veränderte Anordnung der Tische sowie einer Ausstattung mit ausreichend Zugang zu Tageslicht, frischer Luft und Steckdosen. Tatsächlich ist ein immer wieder auftretender Kritikpunkt an derartig umfunktionierten Räumen, der Mangel an Zugangspunkten zur Stromversorgung, obwohl man diesem gut mit z. B. Mehrfachsteckdosen entgegenwirken könnte. Ebenso könnte man die Wände entsprechend des Fachbereichs oder Institutes umgestalten. So würde sich der Raum dazu eignen z. B. wissenschaftliche

Poster der Arbeitsgruppen im Gebäude auszustellen oder Kunst zu zeigen, die im Zusammenhang mit der dortigen Forschung steht.

Zudem wäre es ein schönes Zeichen, wenn man die Gestaltung des Raumes die Form eines partizipativen Prozesses annehmen lassen würde, an dem die Studierenden selbst mitwirken können. Denn je wohler und entspannter man sich in einem Raum fühlt, desto besser lässt es sich darin lernen und das Wissen darüber, was für Wünsche und Anforderungen an einen solchen Raum bestehen, haben lediglich die Studierenden selbst.

Lernen zu lehren

Damit Studierende gut lernen können, brauchen sie vor allem eine gute Lehre. Wenn man nun aber z. B. den MINT-Bereich anschaut, wird man feststellen, dass ein nicht zu vernachlässigender Teil der Lehre – nämlich die Tutorien – von dafür nicht ausgebildetem Personal übernommen wird. Das ist ein gern übersehender Missstand, aber wie können wir von den Tutor*innen erwarten, das vorhandene Wissen gut zu vermitteln, wenn wir ihnen nicht zeigen, wie dies funktioniert? Nur weil man als angehende*r Tutor*in bewiesen hat, fachlich ausreichend ausgebildet zu sein, bedeutet dies nicht, dass man auch didaktisch und methodisch qualifiziert ist. Das konkrete Zukunftsbild was die Tutorienarbeit angeht ist daher, dass eine obligatorische Mindestqualifizierung für Tutor*innen zum bundesweiten Standard an Hochschulen wird. Es gibt bereits an machen Hochschulen vereinzelt derartige Qualifizierungsprogramme, doch die Tutor*innen haben eine so große Verantwortung ihren Tutoriumsteilnehmenden gegenüber, dass es gängig sein sollte, die Tutor*innen vor Antritt ihrer Arbeit, in dieser auch zu schulen.

Ein Wunsch an die Zukunft

Nachdem ich nun beschrieben habe, was zum Lernen der Zukunft gehören sollte, möchte ich zusammenfassen, was meine konkreten Wünsche diesbezüglich sind:

- Die Lehre soll das Lernen unterstützen. Deshalb soll eine Kultur des bedürfnis- und entwicklungsorientierten Lernens entstehen. Wir müssen auf die Bedürfnisse der Studierenden achten, wenn es um die Gestaltung und Konzeption von Lehr- und Lernveranstaltungen geht.
- Die Studierenden müssen so unterstützt werden, dass sie zum richtigen Selbststudium in der Lage sind. Das heißt, dass wir sie von Beginn an fachlich und (!) methodisch ausbilden müssen.
- Da die Lehre maßgeblich für das Lernen ist, müssen wir auch studentische Lehrende darin unterstützen, gut und richtig zu lehren. Ein Lösungsansatz könnten verpflichtende Qualifizierungsprogramme sein.
- Die Struktur des Studiums, z. B. was das Angebot an Tutoriumsgruppen angeht, sowie die räumlichen Begebenheiten, wie spezielle Lernräume, sollten an die Studierenden angepasst werden und nicht umgekehrt.
- Das entwicklungsorientierte Lernen sollte gezielt durch den Einsatz digitaler Medien und dem Etablieren einer Kultur der Selbstreflexion gefördert werden.

- Die Arbeit in Veranstaltungen, wie Tutorien, sollte nicht vom Perfektionismus, sondern von einer Fehlertoleranz mit anschließendem Lernen aus den Fehlern bestimmt werden.
- Und zu guter Letzt: Reiner Frontalunterricht ist nicht die Lösung!!!